

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 1

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung folgt]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER ROSENHOF

Copyright by Morgarten-Verlag A.G., Zürich

Roman von

LISA WENGER

1

Es war zu der Zeit, da zwischen Bern und Basel noch die Post fuhr und die alten Leute um der neuerbauten Eisenbahn willen den Untergang der Welt prophezeiten. Es war auch zu der Zeit, da an vielen Orten der Schweiz die Kinder zu ihren Eltern „Ihr“ sagen mußten und die Eltern von den Kindern ewige Dankbarkeit für das Geschenk ihres Lebens verlangten.

Zu der Zeit war es auch, da auf den Marktplätzen das Gras zwischen den buckeligen Pflastersteinen zu wachsen Mut hatte, die Schlachthäuser mitten in der Stadt standen und ihr eigenes, von sämtlichen Mägden der Nachbarschaft beschworenes Gespenst besaßen.

Es war damals, als die Schulmeister in den kleinen Bergdörfern ausgediente Soldaten waren, mit einer langen Peitsche hantierten, um auch die Letzten der Klasse um die Ohren zu zwicken zu können und die, wenn ihren Kindern ein Bibelvers zu unverständlich, eine Addition zu schwierig und ein großer Buchstabe zu kunstvoll waren, einfach sagten „Überhupfet dä Teufel!“ und eine Seite umschlugen.

Es war eine schöne Zeit.

Das heißt, wie man's nimmt. Die Glasfenster am Kölner Dom sehen auch ganz verschieden aus, was Glut und Farbe betrifft, je nachdem man sie von innen oder von außen betrachtet.

So geht's jetzt auch den mancherlei Herrlichkeiten der damaligen Welt. Der schöne Gehorsam zum Beispiel, der von den Nachkommen erwartet wurde, das Verlangen, respektiert zu werden, gleichviel ob verdient oder unverdient, das alles betrachten die Kinder unserer Zeit von außen, und grau und farblos, ja häßlich erscheinen ihnen die belobten Schildereien.

* Überspringt den Teufel.

Zum Glück gab es auch Leutlein, die ihrer Zeit voraus waren, und zwar aus reiner Menschlichkeit. Sie halfen stoßen, ohne es zu wollen.

Pfarrer König und seine Frau hatten das seltsame Glück, von keinem Menschen zu wissen, der ihnen etwas Böses gewünscht hätte. Sie, die Pfarrerin, eine geborene Schwendt — aus dem regimentstfähigen Geschlecht der Schwendts — hieß weit und breit nur die schöne Frau Pfarrer. Sie verdankte ihrem lieben Gesicht, ihrer freundlichen Stimme und der Teilnahme, die sie an allen Menschen nahm, manchen gefüllten Mehlsack, manches Säcklein mit Dörrobst. Ja, man weiß, daß sogar derbe und schönheitsunkundige Bauernweiber ihren Hühnern die Eier unter dem Leibe wegnahmen, um sie noch warm der Frau Pfarrer von Bergeln zu bringen.

Dafür sagten sie frischweg „du“ zu ihr und schütteten ihren häuslichen Jammer, den sie sich zum Sonntag aufgespart, über die Frau aus, daß sie den Schirm ihrer Geduld aufspannen mußte, wenn es auch zwischen elf und zwölf noch über den Bauern und die Nachbarn herging, währenddessen der pfarrherrliche Braten in der Küche stärker und stärker zu riechen anfang, trotz des jungen Babelis, das ihn hüten sollte.

Die Pfarrersleute wußten immer, wo Hilfe not tat. Sie fanden auch die Stillen, deren hohle Wangen für sie baten, da der Mund es nicht tat. Sie fanden die Einsamen, beiseite Stehenden. Der Pfarrer sammelte sie ein, und seine Frau half ihnen auf die Beine, soviel es ihr möglich war und ihre ansehnlichen Mittel es erlaubten.

Als sie manches Jahr darnach starb, kamen die Leute gelaufen mit Weinen und Seufzen und sagten, so gehe es den Armen immer: die guten Leute stürben ihnen weg. Sie ließen sich von den Hinterbliebenen nicht trösten, trotz der schönsten Versprechungen, auch zu den guten

Leuten gehören zu wollen. „So eine, wie unsere Frau Pfarrerin war,“ sagten sie unglaublich, „so eine gibt's halt nicht mehr. Aber wir danken für den guten Willen.“

Jetzt hatten die Pfarrersleute Besuch. Sehr kleinen und sehr betrübten Besuch. Es waren zwei Mädchen von zehn und sechs Jahren, deren Mutter auf dem Kirchhof lag und deren Vater noch Schlimmeres geschahen.

Er hatte gespielt und sich an Bogtsgeldern vergriffen. Nun sollte er nach der Stadt abgeführt werden, denn das „Speckkammerlein“, in dem hie und da ein Vagabund gefangen saß, der ausbrechen oder auch drin bleiben konnte, ganz wie es ihm beliebte, war für solche ernste Fälle nicht eingerichtet.

Als Springer aus dem Hause getreten, um, vom Landjäger geleitet, in einem Kaleschlein weggefahren zu werden, hatte das jüngere seiner beiden Kinder, das lahme Klärchen, sich an seinen Rock gehängt und mitgewollt. Die ältere, Susanna, stand hinter der Türe und hielt den runden Arm vor das Gesicht, um nichts zu sehen und nicht gesehen zu werden. Sie wußte, was die ganze Sache bedeutete, denn sie ging zur Schule und hatte ihren Vater „Dieb“ schelten gehört. Man hatte sie deswegen ausgelacht und verspottet. Sie wollte dem Vater nicht Lebewohl sagen und schüttelte den Kopf, als er sie küssen wollte. Das Klärchen aber lief noch lange hinter dem Wagen her, schrie: „Vater, Vater, ich will mit,“ und streckte flehend die Arme aus, was den Unglücklichen zu lautem Schluchzen brachte.

Jetzt saßen die beiden Kinder auf dem gestickten Sofa hinter dem Eßtisch der Frau Pfarrerin und hielten große Honigschnitten in den Händen.

Alle sieben Pfarrerskinder standen um den Tisch herum und fragten die Gästlein, ob sie viele Brüder und Schwestern hätten, wo ihre Mutter sei und ob ihr Vater am Sonntag auch predige, und schwiegen erst, als die Mutter sechs von ihnen hinaus schickte und nur ihren Ältesten, den Bernhard, da ließ, um den kleinen Mädchen nachher den Weg in den Garten zu zeigen.

Draußen sagte Susanna kein Wort zu all dem Neuen und wollte mit den Pfarrerskindern auch nicht spielen. Sie setzte sich auf die breite Kirchhofsmauer und sah zu, wie die acht sich beim

Schwarzen-Mann-Spielen und bei „Königs, Königs Töchterlein“ heiße Wangen holten.

Susanna war sehr hübsch. Zierlich gewachsen, trug sie ihr kurzärmeliges Waschlkleidchen und ihr Schürzchen mit den zwei kleinen Taschen und den Achselbändern, als wären sie von Seide und Samt. Ihre Spitzenhöschen fielen ihr fast auf die Schuhe und waren tadellos sauber. Die langen Locken, die an ihrem Gesicht herabflossen, waren glatt und glänzend.

Susanna weinte nicht, als sie des Abends in dem fremden Bett lag. Im Gegensatz zu Klärchen, die nach dem Vater rief und heim wollte.

Frau Pfarrer König schüttelte den Kopf, nachdem sie den Kindern gute Nacht gesagt, und trat zu ihrem Mann ins Zimmer.

„Was soll aus den Mädchen werden,“ fragte sie. „Wer nimmt sich ihrer an? Haben sie Verwandte, Freunde?“

„Ach, Freunde, Anna-Liese, wenn die Mutter tot ist und der Vater im Gefängnis sitzt? Weißt du, viel Freunde werden sich da nicht melden.“

„Ach, du Schwarzseher,“ rief die Frau Pfarrer, „zwei kenne ich, ganz sicher freilich nur den einen, und das bist du.“

„So,“ sagte der Pfarrer und lachte. „Woher weißt du das?“

„Das weiß ich aus meiner Ehe mit dir. Bist du dieser Freund, oder bist du es nicht?“

„Und wer ist denn der andere?“ fragte Hans Franz König gespannt.

„Deine Schwägerin Ursula und Daniel, mein Bruder, wenn mich nicht alles trügt. Ich fahre morgen zu ihr auf den Rosenhof.“

„Ursula?“ fragte Hans-Franz gedehnt. „Was versteht sie von Kindern?“

„Gerade darum. Sie verstehen nichts von ihnen, aber sie soll es lernen. Das ist für sie ein noch größeres Glück als für Susanna.“

„Ursula ist streng. Du weißt es von unsern eigenen. Sie übersieht nichts, und trägt den Kindern jede Unart nach.“

„Gerade darum. Am Kind soll sie warm werden. Daniel wird das auch lieb sein.“ Sie lachte.

„Anna-Lieschen, du bist schlau. Und Du hast recht — wenn dein Plan gelingt. Soll ich mitkommen morgen?“

„Bleib lieber hier, ich kann ruhiger fort.“ Sie

strich ihrem kleinen und schmalschultrigen Mann über die Wange, gab ihm einen bescheidenen Puff in den Rücken, damit er gerade sitze und vom Studieren nicht krumm werde, und ließ ihre warmen lieben Augen durchs Zimmer fliegen, ob sich auch alles ordentlich und behaglich aufführe. Dann ging sie, horchte an der Türe der fremden Kinder und nahm, als sie die Kleinen ruhig atmen hörte, eine Arbeit vor.

Beim Frühstück saß sie schon reisefertig da. Sie trug ihr graues Musselinkleid mit den schwarzen Blättchen, das drei Volants und eine lange, spitze Taille hatte und mit schmalen Samtbändern auf den weiten Ärmeln verziert war. Sie hatte auch eine Brosche vorgesteckt, aus den Haaren ihrer verstorbenen Mutter kunstvoll geflochten. Sie setzte einen italienischen Strohhut auf, eine Bergère, wie sie schöner nicht gedacht werden konnte mit den Kornähren und dem roten Mohn.

Vorher fragte sie so beiläufig: „Franz, welches von beiden wollen wir behalten?“

„Das weißt du längst,“ lächelte er. Sie wurde ganz rot, daß er sie so gut kannte.

„Es ist wahr,“ gab sie zu. „Ich will das Klärchen behalten.“

„Das wußte ich, du Liebe. Du willst ihr das Leben schön machen, trotz ihres kranken Beinchen.“

„Ich will es versuchen. Ein warmes Herz hat sie. Es wird schon gehen.“

„Und die andere? Sie ist reizend.“ Anna-Liese zuckte die Achseln.

„Ich weiß nicht. Sie hat noch nicht geweint und noch nicht gelacht. Was tu' ich mit so einem Kind?“

„Sie ist scheu. Sie hat schon mehr von ihrem Vater gehört, als gut ist für ein so junges Geschöpf. Sie mag darunter leiden.“

„Möglich. Aber ich nehme lieber das Klärchen.“

„Du hast eine glückliche Hand. Wolle Gott, daß sie dir zur Freude aufwache und ihm zur Ehre.“

Die Pfarrerin stand auf und nahm Abschied von Mann und Kind, als gelte es, übers Meer zu fahren.

Ihrem Ältesten empfahl sie die kleinen Fremdlinge. Dann nahm sie ihr Sonnenschirmchen, das mit langen, grünlichen Fransen besetzt und gerade groß genug war, um ihre Blumen auf dem Hut vor dem Abfärben zu schützen. Sie schwenkte es noch zum Postfenster hinaus, und die Kinderschar sprang auf die Kirchhofsmauer, um der Mutter länger Lebewohl zu winken zu können. Endlich verschwand sie hinter der großen Scheuer, und die Kinder standen einen Augenblick herum, als sei die Sonne unversehens und ohne Erlaubnis untergegangen. Aber bald tanzten sie wieder unter dem großen Rußbaum.

Susanna stand allein am Stamm, hielt die Hände in den Taschen ihres Schürzchens und sah zu. — —

Die Frau Pfarrer hatte einen weiten Weg zu machen vom Posthof der Stadt bis zum Rosenhof.

Er führte am Spittelhäuschen vorüber, wo die Pfarrfrauen des Bürgerospitals ihre Wäsche trocknen und plätten durften. An dem alten Tor vorbei mit den beiden steinernen Bären zu beiden Seiten, den Wappenbildern der Stadt. An der Rehhalde vorüber, einem grasbewachsenen Graben, in dem Rehe, Hirsche, auch Hasen und Kaninchen ihr Wesen trieben und von den Zuschauern angestaunt wurden.

Anna-Liese mußte die neue Bahnlinie überschreiten. Wie zwei schwarze Bleistiftstriche zerschnitten sie das Land, um häßlich und unheimlich dem neuen, fauchenden Ungeheuer den Weg zu erleichtern. Frau Anna-Liese warf einen neugierigen Blick von der Brücke hinunter auf das Netz von Eisen, schüttelte ein wenig den Kopf mit den beiden zierlichen Löckchen neben den Ohren, dachte aber dabei, daß es eine schöne Sache sein müsse, nachdem man die erste Angst überwunden, blitzschnell durch das Land zu fahren, statt in der Post zu schnecken, wie es ihr heute morgen geschehen war, so daß sie ihren Rücken jetzt noch spürte.

Nun ging Anna-Liese König den Fußweg entlang, der durch die Stadtwiesen führte, und freute sich über die reisenden Äpfel, die teils schwellend in bläulichem Grün, teils schon rot und gelb zwischen den Blättern hervorblinzelten. Und bei den Äpfeln fielen ihr die schönen Trans-



Ährenfeld

parentäpfel ein, die sie alle Jahre vom Rosenhof erhielt, und darauf lief ihr die Schwägerin Ursula vorüber mit den hübschen, rechthaberischen Augen und der Bruder im grauen, hohen Zylinder, dem hechtgrauen Rock und der rot punktierten Samtweste, und sie fragte sich, ob der Schwägerin Geduld und des Bruders Behaglichkeit „ja“ zu ihrem Vorschlag sagen würden.

Sie schritt den Rain hinauf, der von dem grün gestrichenen Gartengitter bis zu dem schönen Landhaus führte, das hoch auf einem Hügel stand, von dem aus man die ganze Alpenkette in ihrer schimmernden, blendenden Pracht sehen konnte. Die Jungfrau in der Mitte, wie eine Braut in Schleiern, und links und rechts ihre Gespielen, die Blüemlisalp, die Biescherhörner; dazwischen, breit und wuchtig, Mönch und Eiger, das Ganze ein unbeschreiblich herrlicher Anblick.

Dem Haus, das in dem geschmackvollen und heute so sehr beliebten Stil der Berner Landhäuser gebaut war, bot ein dunkles Wäldchen einen wirkungsvollen Hintergrund. Tausende von Rosen glühten im Laub und dufteten so stark, daß der Wind den Atem der Blumen bis hinunter zum Bach trug, wo die Kühle der Wellchen ihn mit sich nahm.

Oben auf dem Kiesplatz vor dem Haus ging Frau Ursula Schwendt auf die Kornelkirschenlaube am Ende des Gartens zu, einen kleinen Rechen in der einen Hand und eine Gießkanne in der anderen. Wie eine Eidechse fuhr sie über den Weg, sah aus, als wäre sie dreißig, war aber viel älter, hatte eine lange, schmale Nase, einen kleinen Mund, der sich leicht verzog und dann herb wurde, und trug über ihrem weiten Kleid eine Gartenschürze.

Auf der anderen Seite des Hauses spazierte Daniel Schwendt, „Schwendt“, wie in Ursula kurz nannte, auf und ab, von der grünen Bank, die vor dem Bohnstubenfenster stand, bis zu dem steinernen Gartenhäuschen im Empirestil, das mit weißen Tischen und Stühlen wohnlich gemacht war. Mit den Säulen auf der offenen Vorderseite sah es sehr hübsch aus. Zwei hohe Spiegel, über denen goldene Löwen die Rachen aufrißen, rundeten die Ecken ab.

„Ursula“, rief Anna-Liese. Der warme Ruf machte, daß ein noch dunkelhaariger Kopf und

ein schon grauer sich rasch umdrehen und den Weg hinabsahen.

Hastig warf Daniel Schwendt seine Zeitung, die „Alpenrosen“, auf die grüne Bank, bei der er eben angekommen war, und sorgfältig stellte Ursula ihre Gießkanne zur Erde.

„Anna-Liese, Schwägerin!“ riefen Mann und Frau. Ursula zog rasch die Schürze aus und stand da in einem dunkelblauen, ausgeschnittenen Kleid, dem ein großer, gestickter Kragen über die Schultern fiel. Zwei lange Locken, das Wahrzeichen der damaligen Mode, tanzten neben ihren eigenwilligen Schrägen, und die Sonne spiegelte sich auf ihrem glatten, geschittelten Haar, das in Zöpfen hinten aufgesteckt war. Sie war Schwendt um zwei Schritte voraus, der sein im Lauf der Jahre gewonnenes Bäuchlein gern und freudig trug und nicht daran dachte, sein Wachstum etwa durch Entziehung der Tafelfreuden einzuschränken.

Anna-Liese konnte sich über den Empfang, der ihr zuteil wurde, nicht beklagen. Er war laut und herzlich von seiten Daniels und kühl freundlich oder freundlich kühl von seiten Ursulas, die wie das Wasser niemals merken ließ, was sich eigentlich auf seinem Grund zutrug und nur durch leises Kräuseln der Oberfläche oder durch langsam fliehende Ringe, höchstens durch ein leichtes Rauschen der Wellchen andeutete, wie ihm eigentlich zumute war.

Und wie sich auf dem Wasser auch in der größten Hitze eine leichte Kühle bemerkbar macht, so wurde auch Ursula nie warm, was man so warm werden heißt. Sie konnte heftig werden, aber nicht laut und nicht lebhaft, nur in der Tiefe brodelten dann die dunkeln Wasser und suchten sich durch Worte, die den Schuldigen empfindlich trafen, Luft zu machen.

Die Pfarrfrau von Bergeln saß bald in dem Empirehaus vor einem ganzen Tisch voll Herrlichkeiten: einer Rindfleischwurst, die Ursula eigenhändig gestopft hatte, einer Kristallschale mit sauer-süßen Melonen, die sie eingemacht, einem gelblichen englischen Teller mit Brezeln, gesalzenen natürlich, die so mürbe waren, daß sie zerbröckelten, und vor einer Flasche „Schweizerblut“. Daniel hatte den Wein von seiner Base in Basel zum Geschenk erhalten.

Anna-Liese aß mit gutem Appetit, lobte alles um des guten Zweckes willen, der sie hergeführt, noch mehr, als sie es sonst gelobt hätte, und überlegte bei jedem Bissen, ob der günstige Augenblick zum Reden gekommen sei.

Sie sandte ein paar Sätze von der schädlichen Tätigkeit des Teufels und von der bösen Welt im allgemeinen voraus, sprach dann von den überall lauernden Versuchungen, die gleich Fuchseisen auf sonst gute Menschen warteten, kam dem Ziel um einige Beispiele aus ihrem Städtchen näher und sprang endlich tapfer mitten in die Sache hinein.

„Ich komme mit einem Anliegen. Oder eigentlich mit einer Bitte. Nein, einem Rat; oder einem Vorschlag. Ja, wie soll ich sagen, mit etwas, das euch glücklich machen könnte und mit dem ihr jemand glücklich machen könntet, kurz . . .“

„Sag's gerade heraus, Anna-Liese. Umwege stehen dir nicht gut,“ half Daniel gutmütig.

Ursula machte ein spitzes Gesicht. Es brauchte sie niemand glücklich zu machen. Sie hatte alles, was sie wollte. Daß keine Kinderfüßchen auf dem feinen Kies des Rosenhofes sich abdrückten, bedauerten andere Leute mehr als sie.

Nun erzählte Frau Anna-Liese alles, was sich begeben hatte, begann bei Susanna und endete bei Klärchen und sagte: „Das Klärchen behalte ich.“

„Also nicht einmal die Wahl lässest du uns,“ fragte Ursula ärgerlich.

„Klärchen hinkt,“ sagte die Pfarrerin einfach.

„So? Nein, die möchte ich nicht. Ich habe schöne Leute gern,“ sagte Ursula. „Susanna sei hübsch, erzähltest du?“

„Sehr hübsch. Sie hat natürliche Locken, regelmäßige Züge und eine zierliche Gestalt.“

„Weint sie viel? Ist sie unruhig? Wild? Wirft sie alles durcheinander? Hat sie Heimweh? Ist sie viel?“ Jetzt lachte Anna-Liese.

„Nein, sie ist nicht viel. Sie weint nicht, wirft nichts um, hat kein Heimweh, wenigstens zeigt sie nichts davon, und von Unruhe und Wildheit habe ich nichts gemerkt.“

„Sie ist doch gesund?“ fragte der Mann, dem an Susannas Beschreibung etwas fehlte.

„Ich habe wilde Kinder gern,“ sagte er. Seinem fleischigen, rötlichen Gesicht und seinen ruhigen Bewegungen glaubt man das. Er hatte keine Nerven, die lebhaften Kinder nicht ertragen hätten. Auch kannte man um 1855 herum diese Krankheit nicht, behing sie auf alle Fälle mit einem größeren Namen.

„Und wenn sie den Leichtsinns ihres Vaters geerbt hätte,“ fragte Ursula. „Ich möchte das Mädchen nicht hüten müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

FÜLLE

Es schäumt allüberall von Blumenwogen
Und rieselt lächelnd über graue Mauern.
Wie hangen tief und schwer die Blütenbogen!
Und hinter allen Büschen fühlt man kauern:

Das süße Geben, selige Verschwenden,
Das wächst und wächst und sich nicht läßt genügen,
Das schenkt mit liebeüberfüllten Händen
Und sich in Grenzen nimmermehr mag fügen.

Ich wandle durch den zaubervollen Segen,
Halt ihm mein Herz wie ein Gefäß entgegen,
Darein soll der Schönheit Strom ergießen.

Doch fehlt der Raum, ich fühls mit einem Male,
Schon bis zum Rande ist gefüllt die Schale,
Will, selig gebend, selber überfließen.

Marie Bretscher.